

Laudatio von Prof. Dr. Jörn Glasenapp auf Caroline Link
Verleihung des Helmut-Käutner-Preises 2019 am 15. November

-Es gilt das gesprochene Wort-

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich beginne mit einem Bekenntnis: Würde ich vor einigen Wochen nicht etwa gefragt worden sein: „Möchten Sie eine Laudatio auf Caroline Link halten?“, sondern stattdessen: „Möchten Sie eine Laudatio auf eine deutsche Filmregisseurin oder einen deutschen Filmregisseur ihrer Wahl halten?“, so hätte ich nicht lange gezögert mit meinem Entschluss, heute das zu tun, was ich im Folgenden tatsächlich tun werde: eine Laudatio auf Caroline Link halten. Mit anderen Worten: Die Entscheidung der Jury, Caroline Link mit dem Helmut-Käutner-Preis der Stadt Düsseldorf zu ehren, halte ich für eine durch und durch glückliche. Warum dem so ist, möchte ich Ihnen nun darlegen, und zwar anhand eines Porträts der Regisseurin, das weniger ihre Biografie als vielmehr ihr filmisches Schaffen abschreitet. Chronologisch werde ich hierbei nicht vorgehen, mich dafür aber an einer klugen, auch von Caroline Link gern angeführten Behauptung der Nouvelle-Vague-Legende François Truffaut orientieren, die da lautet: „Wer nur vom Filmmachen etwas versteht, versteht auch davon nichts.“ Diese Worte im Hinterkopf behaltend, möchte ich meinen Ausführungen den folgenden Titel geben:

„Wovon Caroline Link etwas versteht“

Zugegeben, das klingt sehr nüchtern und einer Laudatio nicht eben gemäß, doch seien sie unbesorgt: Meine Begeisterung darüber, dass Caroline Link von derart Vielem derart viel versteht und dass sich ebendies allerorts in ihren Filmen niederschlägt, wird sich immer wieder – sehr ‚unnüchtern‘ – Bahn brechen.

Beginnen wir mit dem Naheliegensten: Caroline Link versteht etwas von Familie. Dies beweisen, auf je unterschiedliche und doch sehr vergleichbare Art, all ihre Filme, JENSEITS DER STILLE (1996), PÜNKTCHEN UND ANTON (1999) und NIRGENDWO IN AFRIKA (2001) ebenso wie IM WINTER EIN JAHR (2008), EXIT MARRAKECH (2013) und

DER JUNGE MUSS AN DIE FRISCHE LUFT (2018). Ja, ohne jede Bedenken wird man behaupten dürfen, Caroline Link sei *die* Familienregisseurin des deutschsprachigen Kinos, wobei ich sogleich hinzufügen möchte: An den familialen Hort der Geborgenheit, den wir in der Hape-Kerkeling-Adaption so emphatisch in Szene gesetzt finden, scheint die Regisseurin letztlich nicht recht zu glauben. Zu zahlreich und zu prägnant sind in ihrem Werk jene Szenen und Sequenzen, die uns die Familie als Konfliktzone vorführen, in der die Interessen- und Bedürfnislagen der einzelnen Familienmitglieder nur schwer oder gar nicht in Einklang zu bringen sind. Greifen wir zur Veranschaulichung dessen JENSEITS DER STILLE heraus, Caroline Links so frappant originelles, vielfach ausgezeichnetes und für den Auslandsoscar nominiertes Leinwanddebüt. 1996 angelaufen, erzählt es vom Coming of Age der jungen Lara, die, als hörende Tochter taubstummer Eltern, ihre Abnabelung von der Familie über das Klarinettenspiel verfolgt – und zwar gegen den Willen Martins, ihres Vaters, der, taub nicht nur im wörtlichen, sondern auch übertragenen Sinne, keinerlei Verständnis für die musikalische Leidenschaft seiner Tochter aufzubringen bereit ist. Dass er, so wie die meisten Figuren Caroline Links, triftige Gründe für sein Verhalten hat, zeigt uns die Regisseurin dadurch, dass sie ihn uns seinerseits als – psychisch versehrtes – Kind eines Vaters und damit in seinem Geworden-Sein präsentiert. Freilich beweist Martin am Ende, dass ihn sein Geworden-Sein keineswegs zur Gänze arretiert und gefangenhält, dass er vielmehr sehr wohl noch zu einem Werden fähig ist. Auch dies gilt für das Gros der Figuren Caroline Links, die uns mit jedem ihrer Filme vor allem an eines erinnern zu wollen scheint: dass es dem Menschen zugetraut werden kann, sich weiter zu entwickeln – sei es auch noch so schwierig und/oder schmerzvoll.

Dass Caroline Link etwas von Familie versteht, bedeutet fast zwangsläufig: Sie versteht auch etwas vom Kindsein und von Kindern, genauer: Sie versteht – ein wenig wie Astrid Lindgren – den kindlichen Blick auf die Welt. Dass dieser noch unverbraucht und dadurch immer wieder klarsichtiger ist als der der Erwachsenen, wissen wir seit der Romantik – und Caroline Link führt es uns regelmäßig vor, in JENSEITS DER STILLE, PÜNKTCHEN UND ANTON, NIRGENDWO IN AFRIKA und demnächst in ALS HITLER DAS ROSA KANINCHEN STAHL, vor allem aber in DER JUNGE MUSS AN DIE FRISCHE LUFT. Als eigenwilliges, virtuos zwischen Tragik und Komik changierendes Biopic spürt letztgenannter Film dem Geworden-Sein des Komikers und Entertainers

Hape Kerkeling nach und zeigt, wie dieser als neunjähriges Kind „mit kleinen Sketchen und feinem travestischem Blödsinn“ um nichts Geringeres als das Leben seiner depressionsgepeinigten Mutter kämpft – und schließlich verliert. Denn, wie Sie wissen, wählt die Mutter den Freitod. Keine Frage: Ich stimme Oliver Kaefer zu, der in der ZEIT behauptete, mit Caroline Links Film die „bewegendste Tragikomödie des Jahres“ gesehen zu haben. Dass diese für die Regisseurin neben anderem auch die Herausforderung eines Milieuwechsels mit sich brachte – denn nicht, wie in ihren vorangegangenen Werken, die gut- und großbürgerliche, sondern die Kleinbürger- und Arbeiterwelt galt es einzufangen –, sei an dieser Stelle en passant erwähnt, dass sich Caroline Link dieser Herausforderung vollauf gewachsen zeigte, ebenso.

Knapp vier Millionen Besucher strömten in die Kinos, um DER JUNGE MUSS AN DIE FRISCHE LUFT zu sehen. Er führt uns damit einmal mehr aufs Eindrücklichste vor Augen, dass Caroline Link etwas davon versteht, Filme zu realisieren, die mit ihrer behutsamen Zugänglichkeit den Präferenzen eines Millionenpublikums entgegenkommen, zugleich aber auch jenen Anforderungen genügen, welche an ein künstlerisch ambitioniertes Autorenkino gestellt werden, ein Kino also mit wiedererkennbarer Regie-Handschrift. Wollte man nun Caroline Links Handschrift etwas näher konturieren – und letztlich geht es mir hier auch und vor allem um ebendies –, so fielen neben der handwerklichen Akribie und Perfektion, der subtilen Figurenpsychologie und der außergewöhnlichen Sensibilität bei der Schauspielführung zumal die folgenden Aspekte ins Gewicht: die Vorliebe für Stoffe, welche Aspekte des Coming of Age und die Fragilität familiärer Strukturen in Drucksituationen in den Mittelpunkt rücken, einerseits sowie ein ausgeprägtes Interesse an dem, was ich mit dem Soziologen Hartmut Rosa die „Resonanzsphäre Kunst“ nennen möchte, andererseits. Beide inhaltlichen Linien werden in Caroline Links Werken auf sehr elegante, ungezwungene Art und Weise amalgamiert – erinnert sei hier etwa an JENSEITS DER STILLE, der die Musik ins Zentrum stellt, an DER JUNGE MUSS AN DIE FRISCHE LUFT, in dem die Performance-Kunst eine Bühne erhält, vor allen Dingen aber an IM WINTER EIN JAHR, einen der fein gezeichnetsten Trauerfilme, den nicht nur das deutschsprachige Kino kennt. In ihm steht der Suizid eines Schülers am Anfang und die – gänzlich isoliert voneinander geleistete – Trauerarbeit seiner Familie, insbesondere seiner älteren Schwester Lilli, im Zentrum. Dass es Lilli schließlich gelingt, den Tod des Bruders „im eigenen Leben zu

beherbergen“ und dadurch wieder, wie es bei Sigmund Freud heißt, „frei und ungehemmt“ zu leben, verdankt sich der therapeutischen Kraft der Kunst, genauer: der Malerei, aber auch – Lilli ist Tänzerin – dem Tanz. Und so läuft der Film auf jene eindringliche Szene zu, in der die Heldin allein die Balletthalle aufsucht, um dort zu Peter Gabriels „Signal to Noise“ eine betont freie Choreografie zu tanzen. Diese wartet mit einer Reihe offenkundiger Flucht-, Abwehr- und Angriffsbewegungen auf und will unmissverständlich als Ausagieren von Lillis Befreiung verstanden werden. Erschöpft liegt die Heldin schließlich am Hallenboden, den Blick an die Decke gerichtet. Das Lächeln, das ihre Züge umspielt, wirkt erleichtert und bestätigt uns, dass sie sich den Trauerschmerz förmlich aus dem Leib getanzt hat. Die Welt steht ihr nun wieder offen.

Doch so befreiend und verbindend die Kunst auch mitunter sein mag – Caroline Link weiß, dass sie auch als ein ein- und abkapselnder Faktor wirksam werden kann. Prägnant führt sie uns dies im 2013 angelaufenen EXIT MARRAKECH vor, in dem der Helmut-Käutner-Preisträger von 2015, Ulrich Tukur, einen berühmten, reichlich egozentrischen Theaterregisseur spielt. Der inszeniert im marokkanischen Marrakesch Lessings *Emilia Galotti*, ist aber nicht gewillt, sich der Wirklichkeit der Stadt geschweige denn des Landes auszusetzen. Entsprechend kaserniert er sich hinter den Mauern der noblen Hotelanlage, liegt am Pool und liest Paul Bowles' *The Sheltering Sky*. „Manchmal ist die Phantasie eben spannender als die Realität.“ So rechtfertigt er sich vor seinem zu Besuch kommenden, ihm völlig entfremdeten Sohn, der ihn schon bald aus seiner Komfortzone herausreißt – und zwar dadurch, dass er sich, neugierig auf Land und Leute, in die Wüste aufmacht und seinen Vater ihm zu folgen zwingt. Der Film nimmt nun entschieden an Fahrt auf und wird zum Roadmovie, in dem es der Ferne Marokkos bedarf, um das Voneinander-Entferntsein von Vater und Sohn zugunsten einer neuen Nähe allmählich abzubauen. In reine Harmonie mündet EXIT MARRAKECH aber nicht – wie im Übrigen kein einziger Film der Regisseurin. Teilversöhnlich und die Beurteilungsaktivität des Publikums bis nach Filmschluss wachhaltend – so würde ich das typische Caroline-Link-Ende bezeichnen.

Bei EXIT MARRAKECH handelt es sich bereits um den zweiten Afrika-Film Caroline Links. Der erste ist – Sie kennen ihn alle – NIRGENDWO IN AFRIKA, die vielfach

ausgezeichnete Stefanie-Zweig-Verfilmung, für die Caroline Link 2003 mehr als verdient den Oscar in der Kategorie ‚Bester fremdsprachiger Film‘ erhielt. Das – in gewisser Weise leider – nach wie vor hochaktuelle Flüchtlings- und Emigrationsdrama spielt in Kenia, hält Deutschland aber als Kontrastfolie ständig präsent. Es arbeitet also, profiliert noch als EXIT MARRAKECH, mit einem ausgeprägten Zwei-Welten-Konzept, und das wiederum ist für Caroline Link keineswegs ungewöhnlich. Im Gegenteil: Immer wieder begegnen wir Dualismen in ihrem Werk, das die Welt der Stille und die Welt des Klangs, die Welt der Kunst und die Welt der Alltagsrealität, die Welt des Wohlstands und die Welt der Armut, das vor allem aber die Welt der Kinder und die Welt der Erwachsenen einander gegenüberstellt. Letzteres geschieht in NIRGENDWO IN AFRIKA auf besonders originelle Weise, was mir erst aufgefallen ist, als ich – und der Film macht einem das nicht eben leicht – meinen Blick von der Zentralfigur, der vom Kind zur Jugendlichen heranwachsenden Regina, auf deren Eltern und deren Probleme verschob. Da erkannte ich, um was es sich bei NIRGENDWO IN AFRIKA auch und vor allem handelt: einen sehr reifen Film über sehr unreife Erwachsene bzw. Erwachsene, die erst noch erwachsen werden und hierbei lernen müssen, dass in Beziehungen ständig Beziehungsarbeit zu leisten ist. Dies in gebotenermaßen zu tun, scheinen bei Caroline Link im Übrigen nur wenige Paare bereit zu sein – zumindest wenn man als Indiz dafür die Tatsache nimmt, dass es in ihren Filmen, ob in NIRGENDWO IN AFRIKA, JENSEITS DER STILLE, IM WINTER EIN JAHR oder EXIT MARRAKECH, eigentlich immerfort um Trennungen geht, drohende oder vollzogene bzw. sich vollziehende.

JENSEITS DER STILLE, PÜNKCHEN UND ANTON, NIRGENDWO IN AFRIKA, IM WINTER EIN JAHR, EXIT MARRAKECH und DER JUNGE MUSS AN DIE FRISCHE LUFT. Wir sprechen, wenn wir Caroline Links Werk in den Blick nehmen, insbesondere von diesen sechs Filmen. Nimmt man noch die Kurzfilme, die während ihres Studiums an der Münchner Hochschule für Fernsehen und Film entstanden, sowie die FAHNDER-Folge TIM (1992) hinzu, so bleibt es bei folgendem Befund: Das Oeuvre Caroline Links ist, auch wenn es demnächst durch die Verfilmung von Judith Kerrs Kinder- und Jugendbuchklassiker *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl* etwas vergrößert wird, vergleichsweise überschaubar, zumal wenn man bedenkt, dass die Filmemacherin bereits seit Ende der 1980er-Jahre Regie führt. Verglichen mit dem Helmut-Käutner-Preisträger von 2004, Wim Wenders, oder Werner Herzog, die es bisweilen auf

mehrere Filme pro Jahr brachten und noch immer bringen, könnte man die diesjährige Preisträgerin also als ‚langsam‘ bezeichnen, so wie übrigens auch andere Größen der Branche, den Ungarn Béla Tarr etwa, David Lynch oder die TONI ERDMANN-Regisseurin Maren Ade. Doch was ist der Grund für Caroline Links ‚Langsamkeit‘? Finanzierungsprobleme etwa oder die schlichte Tatsache, dass die Regisseurin zuweilen etwas Besseres zu tun hat, als einen weiteren Film zu drehen? Vielleicht, doch ich bilde mir ein, dass die Kürze der Filmografie von Caroline Link auf deren Wunsch zurückzuführen ist, dass, wenn sie sich für ein neues Projekt entscheidet, sie alles daran setzt, das Bestmögliche zu erreichen. Dieser Wunsch schlägt sich, so möchte ich behaupten, in allen Phasen der Filmentstehung nieder, bei der Stofffindung, dem Drehbuchschreiben (das im Übrigen fast immer in ihrer Hand liegt), bei der Schauplatzsuche, beim Casting, bei den Proben, beim Dreh, beim Schnitt usw. Und diesen Wunsch zu erfüllen, kostet selbstverständlich Zeit. Implizit gerät damit ein weiteres Merkmal von Caroline Links filmischer Arbeit in den Blick, das diese nicht zuletzt von jener eines Wenders oder Herzog unterscheidet: Caroline Links Schaffen kennt die Differenzierung zwischen Haupt- und Nebenwerk nicht. Vielmehr vermitteln alle ihre Filme gleichermaßen den Eindruck, sie seien, was das Engagement der Regisseurin anbelangt, sozusagen gleichrangig. Und was natürlich das Entscheidende ist: Bei ihnen allen hat sich das Engagement ausgezahlt.

Dass die Regisseurin etwas davon versteht, Filme zu drehen, die beim ersten Mal zünden und auch beim vierten, fünften Schauen noch Funken schlagen, und zwar auch dort, wo es beim initialen Sehen vermeintlich nichts ‚Aufregendes‘ zu sehen gab, durfte ich erst jüngst wieder erfahren, als ich mir, um meine heutige Rede vorzubereiten, noch einmal alle sechs oben genannten Filme anschaute. Ich sah dem Menschen zugewandte, von Humanismus getragene Filme, die ihrem Publikum die unterschiedlichsten Resonanzböden bieten, ich sah Filme, die sich weigern, starre ‚durchgeplottete‘ Erzählmaschinen zu sein, und stattdessen Stimmungs- und Atmosphäre-Erkundung betreiben, Filme, die sehr wohl politisch sind, ohne diesbezüglich explizit sein zu müssen, die sich einmischen, ohne aufdringlich zu sein, die Hoffnung und Trost spenden, ohne sich Illusionen hinzugeben – kurz: ich sah Filme von Caroline Link.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit,
vielen Dank Caroline Link!